

Neue Wege der Sprachforschung

Autor(en): **Oehl, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **20 (1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sagte mir ein Sekundarlehrer. Was verlangen heute die Geschäfte? Eine rasche, schöne Schrift, leserlich und ohne Altertumskunde zu entziffern!

Wenn mir e i n e s sagt, dass die neue Schulschrift nicht ganz auf dem richtigen Wege ist, so die Tatsache, dass man immer dagegen ankämp-

fen muss, wenn die Schüler probieren, die nüchternen Buchstaben durch Schnörkel, Bogengänge, Schleifen usw. zu verzieren. Wenn ich die neue Schrift recht verstehe, darf man so etwas nicht dulden; man muss solche Freiheiten unbedingt zurückdrängen. F. St.

Mittelschule

Neue Wege der Sprachforschung

(Eine Selbstanzeige.)*

Schon die Sprachforschung der griechisch-römischen Antike hat erkannt, welchen wichtigen Anteil das Schallwort und das Lallwort an der Wortschöpfung, also an der Sprachschöpfung haben. Das Schallwort, auch als Onomatopöie oder Lautmalerei bezeichnet, liegt vor, wenn menschliche, tierische und mechanische Naturlaute durch die menschlichen Sprachwerkzeuge nachgeahmt werden, um durch diese Nachahmung den betreffenden Laut oder das betreffende Wesen zu bezeichnen. In jeder Sprache der Welt sind sehr viele Wörter so entstanden, im Deutschen zum Beispiel Tiernamen wie Kuckuck, Uhu, Unke, Kibitz, Gans, Kuh; ferner Wörter für Tierlaute wie muhen, miauen, quaken, blöken, krähen, krächzen, zirpen, zwitschern, piepsen, dann Wörter für mechanische Geräusche wie klatschen, patschen, klappern, rasseln, rauschen, sausen, brausen, schwirren; endlich Bezeichnungen menschlicher Laute wie Husten, Prusten, Keuchen, Lachen, Aechzen, Jauchzen, Schlucken, Schlucksen, Gröhlen, Rülpsen, Seufzen, Schnaufen, Schnüffeln, Japsen, Küssen, Schmatzen usw. Entsprechende Wortmalereien finden sich in jeder Sprache zu Dutzenden, zu Hunderten, obwohl nicht immer leicht als solche erkennbar, weil durch zerstö-

rende Lautgesetze abgeschliffen. Wer würde bei unseren heutigen Wörtern Wachtel, Hund, Wolf, lecken, Lippe, Nase vermuten, dass sie ursprünglich Lautmalereien gewesen sind?

Ueber diese Schallwort-Schöpfungen habe ich ausführlich gehandelt in meiner Arbeit „Elementare Wortschöpfung“ im „Anthropos“, der Internationalen Zeitschrift für Völker- und Sprachkunde, Jahrgang 12/13, 1919 und folg., ferner in der Studie „Elementarparallele Verwandte zu den indogermanischen Wörtern für „Rind“, im „Jahrbuch der österreichischen Leogesellschaft“ 1929 und in der Studie „Elementarparallele Verwandte zu indogermanisch ped, pod „Fuss“ in der „Festschrift P. Wilh. Schmidt“ 1928. Auch mein neues Buch beleuchtet gelegentlich Probleme der Schallwortschöpfung, so besonders prinzipiell S. 126—139.

Unter „Lallwort“ versteht man die Wortschöpfung durch Nachahmung der frühesten Lautäusserungen und Sprechversuche der kleinen Kinder: einfache Lautgebilde wie b a b a, m a m a, d a d a, n a n a, g a g a, j a j a. l a l a und zusammengesetzte wie b a m b a, d a n d a, a n j a, a i t a, a t j a, usw. Dieses zunächst sinnlose Kinder-Lallen wird das Rohmaterial für die sinngebende Wortprägung durch die erwachsene Umgebung des Kindes, und so entstehen die in allen Sprachen seit etwa 5000 Jahren nachweisbaren Wörter für (Gross-)Vater und (Gross-)Mutter (Papa, Mama, Tate, Aetti), Oheim, Tante, Kind, Sohn — Tochter, Bruder — Schwester, Enkel, Neffe etc., weiter für Mutterbrust, Milch, saugen, säugen, trinken, Wasser, essen, Speise. Daraus entstehen sekundär durch

* Fangen — Finger — Fünf. Studien über elementar-parallele Sprachschöpfung. Von Wilhelm Oehl. Freiburg-Schweiz, 1933. Kommissions-Verlag Universitätsbuchhandlung Gebr. Hess & Co. XV und 247 Seiten. Preis geh. Fr. 15.—. (= Band 22 der Collectanea Friburgensia, Veröffentlichungen der Universität Freiburg-Schweiz, Neue Folge).

Bedeutungsübertragung viele andere Begriffe, bzw. Wörter, z. T. von grosser praktischer und kultureller Wichtigkeit. So sind z. B. die deutschen Wörter Papst, Abt, Pfaffe und Nonne von Hause aus lateinisch-griechische Lallwörter mit der Urbedeutung ‚Vater; Mutter‘. Die Bedeutung ‚Vater‘ geht ferner auch über in ‚Ehemann — Mann — Mensch‘, anderseits in ‚Herr, König‘, endlich in ‚Gott‘; ebenso ‚Mutter‘ in ‚Ehefrau — Weib‘ und in ‚Göttin‘. ‚Brust‘ entwickelt die übertragene Bedeutung ‚Hügel‘, ‚Wasser‘ die von ‚Regen; Fluss; Meer‘. Und so manches andere. Ueber die bisher noch nie geahnte grosse Fruchtbarkeit der Lallwortschöpfung in allen Sprachen handelt ausführlich meine Freiburger Rektoratsrede: „Das Lallwort in der Sprachschöpfung“ (Kommissionsverlag Gebr. Hess & Co., Freiburg-Schweiz 1933. 48 S., Fr. 1.—). Hier ist zum erstenmal die vollständige, bisher unbekannte Systematik der Lall-Typen und ihrer Bedeutungsentwicklung gegeben.

Neben diesen zwei Hauptgruppen der allgemein menschlichen Wortschöpfung, Schallwort und Lallwort, gibt es eine dritte sehr wichtige Gattung, die ich — in Nachahmung der kurzen, klaren Benennungen „Schallwort, Lallwort“ — als „Bildwort“ bezeichnete. Das „Bildwort“ ist ein Wort für ein Bild, so wie das Schallwort ein Wort für einen Schall. Schallwort und Lallwort sind die Nachahmung von Akustischem, also von hörbaren Vorgängen, dagegen das Bildwort ist die Nachahmung von Optischem, also von sichtbaren, aber unhörbaren Vorgängen. Auch diese Art Wortschöpfung ist von einzelnen modernen Sprachforschern schon irgendwie mehr oder minder deutlich erkannt oder doch geahnt worden. Aber soviel ich sehe, hat bisher noch niemand diese eigenartige linguistische Erscheinung über alle menschlichen Sprachen hin zusammenhängend untersucht. Mir wurde das Wesen der Bildwortschöpfung seit dem Jahre 1916 allmählich klar, und 1922 behandelte ich einen einzelnen Fall, das Bildwort für Schmetterling (mit dem weltweit verbreiteten Typus *p e p e*, *p e p e* u. dgl., wie in lat. *papilio*) in der „Biblioteca dell' Archivum Romanicum“, vol. 3. Dann wendete ich mich einem anderen Gebiete der Bildwortschöpfung zu, wovon eine Probe 1926 im „Innsbrucker Jahrbuch für Völkerkunde

und Sprachwissenschaft“, Heft 1, erschien: „Ein Kapitel Sprachschöpfung: kap ‚greifen; Hand‘“. Das hier Begonnene liegt nun, nach etwa zehnjähriger Arbeit, in meinem neuen Buche „Fangen — Finger — Fünf“ vollendet vor. Im Folgenden will ich versuchen, das Wesentliche dieser Arbeit in Kürze darzulegen.

Die menschliche Sprache war in ihrem ersten Ursprunge eine körperliche Geste, ähnlich wie die Gebärdensprache. Im Affekt setzt der Mensch seine Organe, unbewusst oder bewusst, in Bewegung, seien es Arme oder Beine, seien es Gesichtsmuskeln oder Stimmbänder, Kehle, Zunge. Der Erschreckte oder Entzückte wirft seine Arme hoch und bewegt zugleich seine Stimmbänder, welche dabei naturnotwendig ein Geräusch von sich geben, eine primitive Interjektion. Ursprünglich waren Lautsprache und Gebärdensprache eng miteinander verbunden, und sie sind es oft noch heute bei lebhaften Menschen, zumal Südländern. Die Affektbewegung der Gliedmassen wurde der Ausgangspunkt der Gebärdensprache, die bekanntlich bei vielen Naturvölkern reich und kunstvoll entwickelt ist, bei den nordamerikanischen Indianern sogar zu einer Gebärden-Telegraphie für Entfernungen. Auch unsere Taubstummensprache ist nur ein Sonderfall der allgemein menschlichen Gebärdensprache. Aber deren Entwicklungsmöglichkeiten waren doch viel geringer als die der Bewegung der Sprechwerkzeuge.

Die im ersten Stadium unbewussten und unbestimmten Geräusche der affektbewegten Stimmbänder, Zunge, Zähne und Lippen, wurden vom Menschen, dem geselligen Wesen mit Vernunft und freiem Willen, planmässig ausgebildet zu einem System artikulierter Laute. Die Sprachschöpfung war im wesentlichen da, als der Mensch lernte, diese Laute in festen Gruppen, d. h. in Wörtern, dauernd für den Ausdruck fester Gedanken- und Gefühlsinhalte zu verwenden, und zwar besonders zur gegenseitigen Verständigung mit seinesgleichen. Nun gewannen die lauterzeugenden Gesten der Sprachwerkzeuge einen unermesslichen Vorsprung vor den lautlosen Gesten des Gesichts und der Gliedmassen. Was zuerst nur unbeabsichtigtes Nebenprodukt gewisser Gesten war, wurde immer selbständiger, löste sich von der Gestikulation los und entwickelte sich nach eigenen Gesetzen als

Lautsprache. Diese wurde immer ausschliesslich das Hauptmittel des Gedankenausdruckes und -austausches und erlangte später durch die Schrift — das Symbol der gesprochenen Sprache — eine fast unbegrenzte Lebensdauer, ja neuentens durch Phonograph und Radio eine Art Unsterblichkeit und Allgegenwart.

Sprachschöpfung war und ist zunächst W o r t -schöpfung. Erst wenn Wörter da sind, können sie zum Urteil, d. h. zum Satz verbunden werden. Das Rohmaterial der Wortschöpfung war von Anfang an verschiedenartig. Der Mensch bildet Wörter aus seinen eigenen subjektiven Affekt-Lauten, Interjektionen, aus den objektiven Schällen der äusseren Umwelt, d. h. seines eigenen Körpers, der Mitmenschen, der Tiere, der übrigen Natur (= Schallwort) und im besonderen aus dem Lallen der Kinder (= Lallwort) und endlich aus den lautlichen Nachahmungen äusserer optischer Vorgänge (= Bildwort). Entstehung und Wesen des Bildwortes werden gut verständlich aus einem Bericht des Afrikanisten Diedr. Westermann: „Auf Reisen mit Eingeborenen kann man erleben, wie diese etwa für eine in weiter Ferne sichtbare, aber noch unhörbare Bewegung — — — sogleich einen Ausdruck bereit haben, der von den Anwesenden durch Wiederholung oder durch ein Schmunzeln als zutreffend quittiert wird: die durch den äusseren Eindruck geweckte innere Bewegung hat sich durch einen ihr entsprechenden Lautausdruck Luft gemacht.“ Und er bemerkt sehr richtig, „dass diese Lautbilder nach Bedarf immer neu gebildet werden, dass es sich hier also um ein nicht abgeschlossenes Gebiet der Wortschöpfung handelt“. Beim Bildwort zeigt sich der ursprüngliche Gestus-Charakter der Sprache deutlicher als beim Schallwort und Lallwort. Bei diesen beiden regt ein objektiver äusserer Laut die Entstehung einer subjektiven Lautnachahmung an; aber beim Bildwort fehlt ein äusseres akustisches Muster ganz: ein optisches allein erregt den Affekt, der sich dann im Gestus des Bildwortes entladet. (Deshalb wollte Jos. Schnetz im Anschluss an meinen erwähnten Aufsatz: „Ein Kapitel Sprachschöpfung: kap ‚greifen; Hand‘“ diese Art Wortschöpfung als „gestigene Schallwörter“ benennen. Nun, sie sind zwar wirklich „gestigen“, aber keine „Schallwörter“.) Auch die so hochwichtige Vokal-Symbolik, z. B.

in den quasi-ablautenden Demonstrativen der verschiedenen Entfernungen, gehören in den Bereich des Bildwortes.

Mein neues Buch behandelt nur ein besonderes Teilgebiet aus dem grossen Gebiet der Bildwortschöpfung, nämlich diejenigen Bildwörter, die die Bewegung der Hand bezeichnen. Wenn man die Hand samt Fingern ausstreckt, krümmt, zusammenzieht und zur Faust ballt, so ist dies ein charakteristischer Vorgang, der sehr gut sichtbar, aber unhörbar ist und der bei der ungeheuer grossen Bedeutung der Hand, des ältesten Werkzeuges des Menschen, besonders zur sprachlichen Bezeichnung veranlasste. Die erste Bildwortschöpfung für die Hand-Tätigkeit, die ich seit 1916 verfolgte, war die Silbe kap mit dem Bedeutungskomplex: „Die Hand zum Greifen, Scharren, Kratzen krümmen, mit der Hand fassen, festhalten, zusammendrücken“. Dieser Typus mit dieser Bedeutung findet sich wohl in allen Sprachstämmen der ganzen Menschheit und ist schön sichtbar im latein. capere ‚fassen, nehmen‘, im deutschen haben, ungarischen kapni ‚greifen, haschen‘, türkischen kap- ‚ergreifen‘, arabischen kabala ‚acceptit‘, siamesischen kob ‚nehmen‘, malayischen tan-kap ‚greifen‘, peruanischen hapiy ‚fassen, packen‘, usw. usw.

Beim fortschreitenden Studium des Problems fand ich, dass neben der einfachen Form kap auch erweiterte Formen dieses Bildwortes vorkommen, nämlich mit Liquida oder Nasal oder mit Beiden zugleich, also karp, krap, kalp, klap, kamp, knap, kramp, klamp. So steht neben lat. capere ‚fassen, nehmen‘ lat. carpere ‚pflücken‘, mit r-Fülltypus wie deutsch graben, greifen, grapsen, krabbeln, etc., wie arab. garafa ‚cepit‘, charafa ‚decerpsit‘, karaba ‚compressit‘, usw. in den Sprachen von fünf Weltteilen. Ich nannte diese erweiterten Typen „Fülltypen“. Im Laufe der Jahre fand ich, dass neben diesen zwei Typen kap und karp noch viele andere Bildwort-Typen mit gleicher Bedeutung vorhanden sind, und ferner, dass neben jedem Typus auch die umgekehrte Form existiert, also neben kap auch pak (z. B. deutsch packen), neben karp, krap auch park, prak (z. B.

lat. *parcus* ‚zusammenhaltend, sparsam‘, deutsch *pflücken* mit I-Füllung, holländisch *prangen* ‚drücken, pressen‘, deutsch *bringen* mit Liquida- und Nasal-Füllung). Ich nannte diese Erscheinung „Gegentypus“. Das Nebeneinander von Typen, Fülltypen und Gegentypen findet sich reichlich auch in der Schallwort- und Lallwort-Schöpfung.

Das vollständige System all dieser Typen und Gegentypen ist folgendes:

Die K-Reihe. *ka : ak, kap : pak, kam : mak, kat : tak, kan : nak, kas : sak, kar : rak, kal : lak, kak.*

Die P-Reihe. *pa : ap, pak : kap, pat : tap, pan : nap, pam : map, pas : sap, par : rap, pal : lap, pap.*

Die T-Reihe. *ta : at, tak : kat, tap : pat, tam : mat, tan : nat, tas : sat, tar : rat, tal : lat, tat.*

Und ähnlich weiter die R-, L-, M-, N- und S-Reihe, wobei natürlich jedes zweikonsonantige Typuspaar jeweils in zwei Reihen vorkommt. Entsprechend gehen dann die Reihen der Fülltypen, so die K-Reihe: *karp, krap, kalp, klap : prak, park, plak, palk; kamp, knap* usw. usw.

Dieses Typensystem erscheint auf den ersten Blick überkünstlich konstruiert, ja phantastisch. Aber es ist nicht erfunden, sondern gefunden in der Wirklichkeit von mehr als tausend Sprachen. Alle diese Bildwort-Typen mit der genannten Bedeutung ‚die Hand zum Greifen, Scharren, Kratzen krümmen, mit der Hand fassen, festhalten, zusammendrücken‘ usw. sind in allen Sprachstämmen der Erde vielfältig nachweisbar. Oder anders gesagt: wenn man diese Bedeutungen in irgend einem Wörterbuch nachschlägt, so findet man meistens Wörter mit diesen Typen, — wobei allerdings zu beachten ist, dass die ursprüngliche Typusform oft durch die zerstörende Wirkung der Lautgesetze verwischt oder ganz unkenntlich gemacht wurde. Zahllose Bild- und Schall- und Lallwörter sind heute nicht mehr als solche erkennbar, offenbaren sich aber als solche in den älteren Vorstufen der heutigen Lautform. Ich nannte diese wichtige Erscheinung „Typusver-

lust“. Die Lautlehre der historischen Grammatik wird hier zur wertvollen Helferin der Elementarparallelen-Forschung. Hier gilt der allgemeine Satz: je älter ein Wort ist, desto verwischter ist meistens sein ursprünglicher Typus, je jünger es ist, desto deutlicher ist er sichtbar, — ein wertvolles Kriterium für das Alter der Wörter.

Das Gegenteil vom Typusverlust ist der „Scheintypus“, d. h. der Fall, dass ein Wort unseres Bedeutungskomplexes einen unserer Typen zeigt, dass aber diese Typusform nachweisbar aus irgend etwas anderem entstanden ist; dann gehört der betreffende Fall nicht hierher und ist irreführend. Die „Scheintypen“ sind eine Fehlerquelle, mit der mein Buch stets rechnet.

Das bisher Gesagte betrifft den typologischen Teil meines Systems. Noch wichtiger ist der semasiologische Teil, der von den Bedeutungsentwicklungen handelt.

Die genannten verbalen Bedeutungen der Hand-Tätigkeit sind durchaus nicht die einzigen. In vielen Sprachen sind daraus die Substantiva „Hand, Finger, Krallen“ abgeleitet. Diese Körperteile sind sehr natürlich und einleuchtend als „Greifer, Fasser, Kratzer, Sammler“ bezeichnet. So ist deutsch *Hand* ablautend vom gotischen *hinthan* ‚greifen, fangen‘ (: Fülltypus *kant*) abgeleitet, und in der Gaunersprache heisst die Hand drastisch *Greifling, Griffing*. Schwedisch-Dialekt. *grabba* ist ‚heftig greifen‘, *grab* ist ‚Hand‘. Und so vielfach bei den verschiedensten Völkern. Die Bedeutungsentwicklung geht aber noch weiter. Das Wort für „Hand“ dient — wiederum sehr einleuchtend — in vielen Sprachen als Zahlwort für „fünf“. So bedeutet in den polynesischen Sprachen der Südsee *lima* ‚Hand‘ und „fünf“. Weiter wird das Zahlwort „zehn“ häufig ausgedrückt durch „zwei Hände“ oder „Hand und Hand“, u. dgl. Der merkwürdige Titel meines Buches — „Fangen, Finger, Fünf“ — findet in der dargelegten Entwicklung seine Erklärung. Diese drei deutschen und germanischen, z. T. indogermanischen Wörter sind etymologisch von einer und derselben Wurzel *penkw* ‚mit der Hand fassen‘ (: Fülltypus *pank*) gebildet. „Finger“ bedeutet ursprünglich „Fänger, fangendes

Glied" und „fünf" ist ursprünglich „die Finger (einer Hand)".

Diese bisherigen Bedeutungen sind nun der Ausgangspunkt für fast zahllose andere sekundäre und tertiäre Bedeutungen. Von ‚die Hand krümmen, biegen, zusammenziehen, pressen‘ führt der Weg zu ‚krümmen, zusammenpressen‘ im allgemeinen und dann weiter zu den Adjektiven und Substantiven ‚krumm, gebogen, rund; Bogen, Ring, Kreis; Krampf; Klumpen‘, und das zunächst rein körperliche ‚krumm‘ wird in eine geistige Sphäre gehoben als ‚unrecht, falsch; Lüge‘. Oder: ‚mit gekrümmten Fingern scharren, schaben, kratzen‘ führt zu ‚kratzen, graben‘ im allgemeinen, wovon die spätere Kulturbedeutung ‚Zeichen einkratzen — schreiben‘ (z. B. lat. *s c r i b e r e* und gr. *γράφειν* ‚schreiben‘, beide mit Fülltypus *k r a p*), und andererseits wird ‚zusammenscharren‘ zu ‚sammeln, vereinigen‘, weiter abstrahiert zu ‚Einheit, Eins‘. Oder: ‚mit der Hand zwicken, kneifen, pflücken, rupfen, zupfen, schälen, ablösen‘ führt zu ‚zerspalten, zerreißen, zerbrechen‘ im allgemeinen und weiter zu ‚schneiden, scheren‘ mit einem Werkzeug; von ‚zupfen, rupfen‘ werden ‚Wolle, Haar‘ gebildet. Oder: aus ‚die Hand zusammendrücken, mit der Hand klemmen, pressen, zusammenfügen‘ entstehen die Kulturbedeutungen ‚verbinden, binden — flechten, weben‘ und andererseits ‚verdecken, verbergen, schliessen‘ und andererseits ‚kneten; Teig‘. Oder: ‚umklammern, greifen, fassen, packen‘ führt sowohl zu ‚stehlen, rauben‘ als auch zu ‚haben, halten, tragen, geben‘ und in vollster Vergeistigung zu ‚begreifen, verstehen‘ (vgl. deutsch *b e - g r e i f e n*, *k a p i e r e n* aus lat. *c a p e r e*).

Und so sind noch viele andere Bedeutungen, *V e r b a*, *A d j e k t i v a* und *S u b s t a n t i v a*, durch Verallgemeinerung und wieder durch Spezialisierung aus den einzelnen Bildwörtern unseres Typensystems entstanden, so z. B. Werkzeug-Bezeichnungen wie ‚Harke, Klammer, Gabel, Zange, Schere, Messer, Hobel, Schaufel, Ruder, Gefäss, Topf (und aus letzterem auch: Kopf und Schiff!)‘, — alle gebildet von der ursprünglichen Handtätigkeit des Greifens, Kratzens, Zusammenfassens, Schöpfens, etc. Von ‚Hand‘ ist oft die Bedeutung ‚Arm‘ abgeleitet, und davon wieder ‚Zweig‘ (oft auch umschrieben als ‚Baum-Hand, Baum-Arm‘). Endlich lässt sich

nachweisen, dass die *P r ä p o s i t i o n e n* ‚bis, bis zu, nahe“ aus ‚greifend nach“ entstanden, ebenso ‚mit“ aus ‚habend, haltend“. Aus solchen Präpositionen und Adverbien sind wieder gewisse *S u f f i x e* der Nominalflexion entstanden. Zusammenfassend ist zu sagen, dass dieses Bedeutungsentwicklungssystem folgende Begriffe umfasst: Tätigkeiten der Hand, Körperteile, Werkzeuge, Naturgegenstände, Tiere, geistige und sittliche Kultur, Zahlwörter, Präpositionen, Adverbia und Flexionssuffixe. Alle diese Bedeutungsentwicklungen sind in dem Buche durch reiches Beweismaterial erhärtet.

Sowohl diese Bedeutungsentwicklungen wie das oben erwähnte Typensystem sind in Einzelheiten vielfach schon von früheren erkannt worden. Aber als geschlossenes typologisch-semasiologisches System wird dieses Gebiet der Sprachschöpfung hier zum ersten Male zusammenfassend dargestellt. In je einem Paragraphen wird ein einzelner Typus mit seinen Bedeutungen in den Sprachstämmen aller fünf Weltteile festgestellt und besonders ausführlich in den indogermanischen Sprachen beleuchtet. Das Buch will ja die allgemeine Sprachwissenschaft für die Indogermanistik fruchtbar machen. Auf diesem Wege konnten viele bisher zweifelhafte Etymologien der indogermanischen Sprachen durch ausser-indogermanische Parallelen gestützt werden, ausserdem aber viele bisher dunkle, unerklärte Wörter erstmalig mit Sicherheit oder doch mit Wahrscheinlichkeit etymologisiert werden. So weiss z. B. die Romanistik über den Ursprung vom portugiesisch-spanisch-katalanischen *t o m a r* ‚nehmen‘, ‚die Hände ausstrecken‘ und vom altfranzösischen *p a n e r* ‚ergreifen, wegnehmen‘ nichts zu sagen, — aber im Lichte unseres Systems erscheinen sie als Wortschöpfungen nach den Typen *t a m* und *p a n*, parallel mit aussereuropäischen Formen. — Mein Typensystem hat sich mehrfach auch gegen die unbedingte Ueberspannung der „Wurzelerweiterungs-Theorie“ zu wenden.

Grundlage des ganzen Buches ist der *E l e m e n t a r - P a r a l l e l i s m u s*. Die geistige und leibliche Veranlagung der ganzen Menschheit ist, wie Anthropologie, Prähistorie, Ethnologie und Linguistik beweisen, von Anfang an zu allen Zeiten und an allen Orten wesentlich gleich

gewesen, bis heute. Die gemeinsamen Merkmale der Menschen aller Zeiten und Zonen, Rassen und Kulturen überwiegen weitaus die jeweiligen Sondermerkmale dieser oder jener Rasse, — was zumal heute bei der von bekannter Seite so phantastisch und fanatisch übertriebenen Betonung der geistigen Erbmasse der sog. nordischen oder sog. arischen Rasse nicht genug hervorgehoben werden kann. Der Geist und die Sprachwerkzeuge der Menschen waren immer und überall im wesentlichen gleich, und deshalb sind die sprachschöpferischen Triebe und Leistungen aller Völker immer und überall sehr ähnlich, ja manchmal überraschend gleichartig, — so verschieden auch die historische Entwicklung sonst im einzelsprachlichen Sonderleben sein mag. So ungeheuer widerspruchsvoll die Mannigfaltigkeit der Sprachstämme aller fünf Kontinente auch ist, die elementar-parallelen Ähnlichkeiten und Gleichheiten sind trotzdem oft ganz erstaunlich. Das Lallwort, das Schallwort und das Bildwort sind nachweisbar seit etwa 5000 Jahren, seit wir, von den ältesten sumerischen, altbabylonischen und altägyptischen Schriftdenkmälern an, die menschliche Sprache beobachten können, immer drei Hauptquellen der Sprachschöpfung gewesen; und nichts spricht dagegen, wohl aber sprechen Ethnologie, Prähistorie und Paläoanthropologie dafür, dass es seit dem Anfang der Menschen so war.

Die Sprache der Menschheit hat ebenso wie die Menschheit selbst nur einen einzigen Ursprung (historische *M o n o g e n e s e*). Aber die von Anfang an ererbte und sich fortbildende Sprache, oder vielmehr die aus der Ursprache sich immer weiter von einander absondernden Sprachen und Sprachstämme wurden durch *psychologische Polygenese*, d. h. durch Elementar-Parallelismus in immerwährender Neuschöpfung bereichert und befruchtet. Neben Aeltestem und Altem wuchert Junges und keimt Jüngstes.

Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
prima cadunt, — ita verborum vetus interit
aetas,
et iuvenum ritu florent modo nata virentque.

(Horaz).

Immer und überall hat der Mensch Bildwörter wie *k a p*, *k a r p* ‚greifen, fassen, etc.‘ und so die übrigen Typen geschaffen und daraus die Wörter ‚Hand‘ und ‚fünf‘ usw. abgeleitet. Und wenn diese Wörter nach Jahrtausenden durch Lautverschiebungen, Bedeutungsverschiebungen, Kontaminationen, Analogiebildungen, Tabuierungen u. dgl. abgenützt, unbrauchbar oder unerlaubt geworden waren, schuf der immer gleiche Sprachschöpfungstrieb abermals und abermals — wie in geologisch auf einander folgenden Schichten — neue Wörter nach denselben Typen. So entstand im Spanischen und Portugiesischen als Ersatz für latein. *c a p e r e* nach dem gleichen Typus *g a f a r*, *g a f f a r* ‚packen, ergreifen‘ und nach anderem Typus das obgenannte *t o m a r* ‚nehmen‘. Das typologisch-semasiologische Doppelsystem dieses Buches ist — wenn nicht alles trägt — eine nützliche heuristische Methode zur Etymologisierung zahlloser Wörter aller Sprachen und bringt darüber hinaus neues Licht in die Geschichte der menschlichen Sprache und Kultur überhaupt.

Die elementar-parallele Wortforschung kann nämlich auch der Ethnologie gute Dienste leisten. So hat man gefunden, dass es in Sprachen aller Weltteile viele Wörter mit der Bedeutung ‚Gefäss, Topf, Krug‘ etc. und mit den Grundformen *k a p*, *k u p*‘ etc. gibt (z. B. deutsch *K ü b e l*, *K u f e*, *H a f e n*). Diese weltweite Verbreitung wollten Marcel Cohen und P. Rivet durch prähistorische Wanderung und Entlehnung aus einem einzigen Ursprungsorte erklären. Aber diese Erklärung ist irrig und unmöglich, und Ethnologie wie Linguistik stünden vor einem seltsamen Rätsel, wenn nicht die Elementar-Parallele die Lösung brächte: überall wurde das Bildwort *k a p* ‚fassen‘ geschaffen, und überall entstand daraus das Substantiv ‚Gefäss‘, natürlich mit derselben Lautform. Diese Erklärung sowie die ebenso auffallenden Elementar-Parallelen ‚Kopf‘, ‚Schiff‘ und ‚Hammer‘ und viele andere werden in meinem Buche zum ersten Male vorgebracht.

P. Wilhelm Schmidt, der grosse Wiener Ethnologe und Linguist, hat das Geleitwort zu diesem Buche geschrieben und dessen Prinzip gutgeheissen.

Freiburg-Schweiz.

Wilh. Oehl.